

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 34 (1952)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnements pro Jahr Fr. 16.-, Einzelnummern Kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272075, Postcheck-Konto VIII 112433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Ein Spinnrad — nicht als Zierde

Sie sind bis heute noch nicht ausgestorben, jene «bessere Stuben», die gewöhnliche Sterbliche nur bei festlichen Gelegenheiten betreten dürfen. Nipp-sachen stehen auf den Ständerlein, an allen irgend möglichen Orten liegen gestrickte und gehäkelte Decken, und dort in jener Schattenecke langweilt sich ein Spinnrad von einer Frühjahrsputzete zur nächsten. Warum es da ist? Bewahre, es hat längst keinen Lebenszweck mehr, sondern ist Erinnerung an jene «gute alte Zeit», in der sich Grossmütter und Enkelin am Spinnrad freundliche Geschichten erzählten. Lang, lang ist's her...

Nicht viele Schweizerinnen und noch weniger Schweizer wissen im Grund, zu welcher neuen, freudigen Bedeutung das Spinnrad in den Tälern unserer Berge wieder erwacht ist. Beileibe nicht als Spielerei und Zeitvertreib betrachten es die Frauen und Mädchen, sondern als eine prächtige Möglichkeit, die endlosen Winter- und nicht minder belästigenden Schlechtwetterwochen auszufüllen, so, wie es einst die Ahne tat, bevor das billige Warenhauszeug seinen Siegeszug durch unser Bergland antrat. Das Zeug, das niemals taugte für das harte Bergleben. Das Zeug, das binnen kurzer Wochen schon zerschisselt, so farbenfroh es sich auch gebärdete. Was half das einer Bergbäuerin? Was half das einem Sonnenmädchen?

Es ist ein grosses Glück, dass man sich umbesinnt im Bergland unserer Heimat und dass man wieder

sachlicher zu rechnen beginnt. Sind denn da nicht die eigenen Schafe mit ihrer guten Wolle? Die Ahne hatte seinerzeit daraus die ganze Aussteuer gesponnen und gewoben, dazu prächtige Decken und Tücher mit schlichten, aber eigenartig schönen Mustern. Und Jahre-, nein, jahrzehntelang hatte das alles gehalten, ganz anders, als das neumodische Dutzendfabrikat, das für das Unterland und weniger schwere Arbeit taugen mochte, doch nicht für die steinigen Wege und das ungehörige Ackerland der Berge. Aber wer konnte noch richtig karden? Wer konnte spinnen, nach den uralten Rezepten selber färben und weben? Die Spinnrädlein standen draussen im Tenn, zerbrochen und verstaubt. Da war nichts mehr zu machen.

Unsere Bergbevölkerung ist ja ohnehin schwerfälliger, wenn's ans Organisieren gehen soll. So war es denn ein Glück, dass zum Beispiel die Berghilfe, zu welcher sich all unsere bekannten gemeinnützigen Institutionen bekennen, die Sache an die Hand nahm. Und jetzt gehen da und dort in den Bergen Webstuben auf, wo junge Töchter, doch auch Frauen und Mütter in den besten Jahren wieder lernen, was sich am Spinnrad und am Webstuhl alles fertigen lässt. Man muss sie selber an der Arbeit sehen und hören — erst dann mag man er-messen, was so ein Spinnrädlein bedeutet und was für Möglichkeiten in ihm liegen, von denen ein auf-gepoltes Besserstuben-Möbel keinen Hochschein hat.

Viele von uns haben doch wohl in bester Meinung einen Fehler gemacht: Wir sahen wohl, wie bitter

das Bergbauernleben ist, wenn's nirgends reichen will und ein Kindlein zum andern kommt. Wir liessen unsere Herzen reden und schickten ausgetragene Kleider und Schuhe, Wäsche und hin und wieder ein Bettmüpfeli darin. Wir wollten helfen, wirklich helfen — und doch war uns bewusst, dass echte Hilfe ja ganz anders aussieht, nämlich so, wie es ein alter Grundsatz ausdrückt: «Gib dem Dürftigen ein Almosen, und du hilfst ihm halb — zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.» Und aufs Ganz-helfen kommt's doch an!

Auch der Berghilfe kommt's darauf an. Deshalb ruft sie die Frauen und Töchter zu ihren Spinn- und Web-, Näh- und Flick-, Haushalt- und Säuglingspflege-, Gemüsebau- und andern Kursen zusammen, wo sie unter trefflicher Anleitung jene «Vörteli» lernen, auf die es just ankommt. Und die Jungmänner treffen sich in den «Selbstversorgerkursen», wo sie aus dem ja überall vorhandenen Holz und mit dem Werkzeug, das ihnen die Berghilfe zum halben Preis abgibt, alle möglichen Haus- und Arbeitsgeräte, einfache Möbel usw. schreiben, damit auch sie sich selber helfen können. Was ist das allemal für ein vernünftiges Werk-n! Axstiele und Futterkrippen, Werkzeugkasten und Hocker, Tröge und Heuschlitzen, Heurechen und Tische, Kasten und Kinderbettli, Brunnenstöcke und Stallbrücken entstehen da, zuletzt gar

ein richtiger Webstuhl für die Schwester oder das G'spuusli — und damit ist der Kreis geschlossen, der neue Wege zur Selbstversorgung und dadurch zur Selbsthilfe unserer Bergbevölkerung auftritt. Ist das nichts wert?

Daneben bringt die Berghilfe freilich auch grosse Werke zur Ausführung, indem sie den entscheidenden Zustupf an Wildbachwuhre und Lawinen-mauern, Bergwald- und Alpwege, Brücken und Transportseilbahnen, Alpställe und Sägewerke, Wasserversorgungen und Kanalisationen, also lauter Bauten gibt, welche nicht nur einem einzelnen, sondern der Gemeinschaft eines Weilers, Dorfes oder ganzen Tales zugute kommen.

Woher das Geld für diese Dinge kommt, möchten Sie wissen? Nein, die Berghilfe hängt sich nicht auch noch an die gutmütige Bundeskuch, will sagen, sie erhält nicht einen Franken Subventionen, sondern die Berghilfe ist ein Werk des Schweizervolkes: Alles, was die Berghilfe tun kann, wird aus dem Ertrag der alljährlichen Sammlung bestritten, die in diesen Tagen wieder durchgeführt wird. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass die Berghilfe wirklich ein Werk nach Ihrem Herzen ist. So bitten wir Sie denn herzlich, helfen Sie mit, nicht zuletzt auch im Kreise Ihrer Bekannten, dass die Berghilfe weiterhin dort helfen kann, wo es so not tut: in den oftmals hart bedrängten Berggemeinden unseres Schweizerlandes. yz

20 Jahre SAFFA-Arbeit

II.

In unserem zweiten Jahresbericht vom Jahre 1932/33 sagten wir: Wir werden also in Zukunft ausnahmslos auf der sorgfältigen Prüfung der Verhältnisse, die wir mit aller Diskretion vornehmen, beharren müssen. — Dieser Satz ist auch heute noch für uns wegweisend, und wir können feststellen, dass sich die Art der Abklärung im ganzen bewährt hat, wenn wir sie auch im Laufe der Zeit verfeinern und ausbauen mussten. Massgebend sind für uns stets die drei folgenden Punkte: persönliche Würdigkeit, berufliche Fähigkeit und gute wirtschaftliche Aussichten. Wer keinen guten Leumund hat, ist trotz aller beruflichen Tüchtigkeit bei uns nicht am Platze. Umgekehrt können wir einer rechtschaffenen Frau, so gern wir es täten, nicht helfen, wenn sie fachlich nicht das nötige Rüstzeug hat. Ich denke hier an eine langjährige Bureauangestellte, die aus Gesundheitsgründen den Beruf wechseln muss und einen Tea-Room anfangen möchte, oder eine junge Photographin, der noch die nötige Erfahrung fehlt. Persönliche Integrität und berufliche Kenntnisse genügen aber doch nicht, wenn die Aussichten auf Rendite schlecht sind, wenn z. B. der Umsatz zu klein ist und nicht gesteigert werden kann, wenn schon zu viel Konkurrenz in der Nähe besteht, wenn die Unkosten, insbesondere der Mietzins übermässig hoch sind. — Mittel zur Abklärung sind Fragebogen, Informationen, Buchhaltung, Aufstellen von Berechnungen, Kalkulationen und Budgets, Besichtigungen, Expertise durch Fachleute. Die von den Geschäftsstellen abgeklärten Gesuche werden vom Geschäftsausschuss genau unter die Lupe genommen und gehen dann mit seinem Antrag an den Vorstand.

Es war uns immer ein grosses Anliegen, nicht

nur Bürgschaften zu leisten, sondern mit unsern Frauen in Kontakt zu bleiben. Einerseits über-wachen wir dadurch die Betriebe, andererseits aber wird dadurch auch eine wertvolle menschliche Verbindung geschaffen. Wir wissen Bescheid, wenn die Frauen uns um Rat fragen und können ihnen von uns aus manchen Wink geben. — Zu diesem Zwecke verlangen wir von unsern Frauen in der Regel monatliche Berichterstattung über Einnahmen und Ausgaben.

Die Rückzahlungen mussten zuerst in fünf, dann in sechs Jahren längstens erfolgen, wobei wir allerdings oft gezwungen waren, diese Fristen zu verlängern. Jetzt beträgt die Frist im Maximum zehn beziehungsweise fünfzehn Jahre.

Auch in der Beratung sind keine grossen Aenderungen eingetreten. Hier stehen wir wie von Anfang an den Frauen aller Konfessionen und politischen Richtungen, ob berufstätig oder nicht, zur Verfügung. Mit allen finanziellen und geschäftlichen Fragen können sie zu uns kommen und sind auch immer mit den verschiedensten Anliegen gekommen. Wer mit einer Frage nicht zu uns gehört, den weisen wir nicht einfach ab, sondern suchen ihn an die richtige Adresse zu weisen, wie zum Beispiel Arbeitsamt, Berufsberatung, Fürsorge.

Die viel beachtete Artikelserie im Schweizer Frauenblatt «30 Jahre Volksdienst-Arbeit» von Marie-Louise Schumacher ist im Separatdruck (48 S. in Umschlag) erschienen. Preis Fr. 1.—. Bestellungen sind an die Administration «Schweizer Frauenblatt» Postfach 210, Winterthur, zu richten.

Sonntagsgedanken

Segen der Arbeit

Arbeit bedeutet für die meisten von uns eine Lebensnotwendigkeit und sie sollte doch mehr als das sein. Für manche ist sie sogar ein Betätigungsmittel, um Leid vergessen zu können oder sie dient dazu, so mancher Verzweiflung entgegenzutreten. Sinnlos wird bis in die Nacht hinein gearbeitet, nur ja nicht zur Ruhe kommen, um wieder an dieses oder jenes denken zu müssen. Ist das der Sinn der Arbeit? Nein, denn sie sollte aus innerem Bedürfnis heraus entspringen. Sie soll uns unsere Kräfte beweisen, sie soll uns innerlich kräftigen und wahrste Befriedigung bringen, indem wir uns als nützlich Glied durch sie erweisen. Mit Freude sollten wir an sie herantreten und sie als selbstgestellte Aufgabe betrachten. Nur so können wir frei von Unlust und Zwangsvorstellungen bleiben. Je mehr wir bestrebt sind, sie nach besten Kräften zu lösen, je segenreicher wird sie uns werden. Unsere Tätigkeit wird wie ein guter Same sein, der wohlthuende Früchte heranreifen lässt. Im Innersten werden wir dann den grossen Segen wahrhaftiger Arbeit verspüren und der schönste Lohn, der der Freude am Gedeihen und Gelingen unseres Werkes, wird uns zuteil werden. Wir werden endlich fühlen, wie Arbeit zum Symbol unseres Lebens werden kann. Unserem Wirken geht nicht mehr ein «Müssen», sondern ein «Dürfen» voran. Darin ist vielleicht auch das Geheimnis zu suchen, das man den Rhythmus der Arbeit nennt. Einer Arbeit, aus der Segen entwächst und die Kraft zum neuen Streben und Vollenden gibt. So ist es uns möglich, unverdrossen am Aufbau eines grossen Werkes mitzuarbeiten. L. Phenn



Dank den Zuschüssen der Berghilfe konnten in zahlreichen Appenzlerdörfern Kurse im Spinnen und Weben, Nähen und Flickern, in Säuglings- und Krankenpflege für die Töchter und jungen Mütter durchgeführt werden. «Man darf wohl sagen, dass die Berghilfe eine neue Hoffnung brachte!» schreibt ein Walliser Gemeindepräsident. — Berghilfe-Sammlung 1952: Postcheck-Konto VIII 32 443, Zürich

Angelika Kauffmann

Ein Künstlerroman aus dem XVIII. Jahrhundert
Von Hilde Passow-Kernen

V

Es war Ende September, als Angelika und ihr Vater die Reise nach Schwarzenberg antraten. Nach einigen Tagesritten den malerischen Ufern des Comersensees entlang, führte sie der Weg über den Spülgen nach Thuis. Müde von der langen Reise, begaben sie sich bald nach dem Abendessen zur Ruhe. Der laute Lärm, der von der Schenke heraufdröhnte, liess sie indessen nicht einschlafen. Ein Durcheinander von Stimmen, die in verschiedenen Sprachen diskutierten, lachten, johlten und fluchten, drang von der Strasse her bis in die Dachkammern hinauf. Viehhändler, Bauern und Kaufleute hatten sich zum Jahrmarkt in Thuis eingefunden. Aus allen möglichen Gegenden waren sie herbeigeströmt, manche, weil sie Ware zu verkaufen oder zu kaufen vorhätten, andere, die aus Neugier dabei sein wollten. Man lebte in einer Zeit der politischen Kämpfe, wo das venezianische Bündnis, das dritte Kapitulum von Mailand und die herrschsüchtigen Annassungen einiger Adelsfamilien leidenschaftliche Erörterungen hervorriefen. Wo irgendwiewe Bänder zusammenkamen, wurde in heftigster Weise politisiert. Wüste Schlägereien und Wortgefechte waren dabei keine Seltenheit. Aus dem Auslande durchreisenden Personen stand man nicht besonders freundlich gegenüber. In jedem witterte man einen Verräter oder Spitzel. Johann Kauffmann hatte die misstrauischen Blicke wohl bemerkt, mit denen man ihn und sein Gepäck gemustert hatte. Das zunehmende Gepolter auf der

Treppe, das unheimliche Geflüster und wüstes Reden dauerte bis in den frühen Morgen hinein, so dass der Maler keine Stunde ausruhen konnte. Angelika war zeitweise ebenfalls aufgewacht, doch schlief sie all dem Lärm zum Trotz bald wieder ein. Der Vater legte sich angekleidet auf sein Bett und dachte darüber nach, wie bald sie jetzt in Chur ankommen würden. In Chur, der Heimatstadt seiner geliebten Cleopha, die nun in ferner, fremder Erde begraben lag. Wie schön wäre es jetzt, wenn sie alle miteinander heimgekehrt wären!

Auf der Reise nach Chur, die sie am frühen Morgen fortsetzten, wurden sie vom schönsten Herbstwetter begleitet. Noch ertönte das Glockengeläute der weitenden Kühe von den Maiensässen, doch waren die Vorweiden abgegrast, die obern Alpgüter bereits verlassen. Weiss strahlten die Schneereste der Lenzherde.

In Chur wurden sie vom Wirt in der alten Herberge an der Reichsgasse gar freundlich empfangen.

Obwohl das Abendessen in einem kleinen Nebenraum aufgetragen wurde, füllte sich die Schenkstube nach kurzer Zeit mit Neugierigen, die den Maler und seine Tochter begrüßten. Da ging es an ein Fragen über das Kranksein und Sterben der Cleopha, was den Leidtragenden das Herz recht schwer machte. Die kleine rundliche Wirtin setzte sich zu Angelika und erzählte ihr von der verstorbenen Grossmutter Luz, an die sich die Enkelin nur aus den Erzählungen ihrer Mutter erinnern konnte.

Die nächsten Tage galten Besuchen bei Freunden und Bekannten. Von den näheren Verwandten Cleophas lebte noch ein älterer, schwerhöriger Onkel, mit dem man sich nur mühsam unterhalten konnte.

Besonders herzlich wurde Angelika von ihrer

Patin, der Klosterfrau Regina von Salis begrüßt. Mit Staunen vernahm die edle Gönnerin von den Erfolgen der jungen Malerin und den vornehmen Persönlichkeiten, die sie mit ihren Aufträgen überhäuft hatten. Bei all dem überhörte die Patin auch das Nachteilige nicht. Als feine Menschenkennerin ahnte sie die Gefahren, denen ein so junges Mädchen ausgesetzt war. Sie wusste, dass ihr Schützling der Kunst verfallen war mitten in einer unruhigen Zeit übersättigter Kultur.

Es schmichelte dem Ehrgeiz der jungen Malerin, als ihr auch in der Heimat ihrer Mutter die Ausführung mehrerer Bildnisse übertragen wurde. Insbesondere waren es die Familien von Salis, die Angelika jetzt auf einige Monate beschäftigten. Während ihr Vater Fresken und Stukaturarbeiten ausführte, betätigte sich Angelika als Porträtistin. Sie war entzückt über die so viel Kunstsinne verratenden Einrichtungen der rätslichen Schlösser. Nach dem pompösen Luxus in den Mailänder Palästen fiel ihr der Unterschied angenehm auf. Sie staunte über die elegant möblierten, mit goldbraunem Zirbelnussholz gefädelten Räume, in denen es prachtvolle Gemälde und reich ausgestattete Bibliotheken gab.

Während draussen der Wind um die alten Schloss-mauern pfliff, prasselten die Scheiter in kunstvoll dekorierten Kachelöfen und offenen Kaminen. An manchen geselligen Abenden wurde musiziert und gesungen. Und wenn Angelika, sich selbst am Clavierbegleitend, einige italienische Lieder gesungen hatte, wurde ihr aufrichtig gemeinter Dank zuteil. Der frühere Umgang in den höchsten Kreisen gab ihr eine Sicherheit des Benehmens, die jeden Vergleich mit adeligen Jungfräulein ausblies.

Wochen und Monate elten dahin. Unter Angelikas Händen entstand ein Porträt nach dem anderen. Auch Porzellanminiaturen und Kamin-

mälde wurden ihr anvertraut. Nur allzu rasch ging die Zeit vorbei.

Als der Frühling ins Land zog, stand Angelika vor ihrer Patin, um Abschied zu nehmen. Die Klosterfrau richtete ein paar schlichte Worte an das junge Mädchen. Der Glaube an eine höhere Vollendung sollte ihr Sinn und Halt im Lebenskampf geben, meinte sie.

Mit einem vertrauensvollen Händedruck, einer herzlichen Umarmung und dem Versprechen auf gegenseitige Nachrichten trennten sie sich.

VI

Bei strahlendem Sonnenschein ging die Reise auf Saupferden dem rechten Rheintufer entlang. Auf dem Strome, der sich jetzt zur Zeit der Schneeschmelze als eine graue, tosende Masse gebärdete, trieben die Flosse dahin. In der Ferne sah man Säntis und Altman, an steilen Hängen standen feste Burgen — im Gegensatz zu den armseligen Häusern und Hütten, in denen Kleinbauern ein mühseliges Dasein fristeten. Es galt, dem Boden das karge Brot abzuräumen. Mautgelder und Brückenzölle erschwerten den Verkehr zwischen den Ortschaften, die zum Untertanengebiet der alten Orte gehörten.

Je mehr sie sich Mailenfied näherten, desto mehr tat sich das Tal auf.

Von weitem grünte jetzt das Schloss. Im Gasthof zum goldenen Adler fanden sie ein Nachtquartier. Das Haus wimmelte von Reisenden aller möglichen Nationalitäten.

Am Nebentisch sasssen zwei elegant gekleidete Herren, die sich in englischer Sprache eifrig über ihre Geschäfte unterhielten. Sie taten dies so, als hielten sie sich für unbelauscht.

«Hei Wirt, wie steht es mit den Pferden? Mein Gaul hinkt ganz erbärmlich auf dem rechten Vor-

Ernst Zahn 85jährig

Als gestern am 24. Januar unser populärster Volksdichter am Vierwaldstättersee seinen 85. Geburtstag feiern durfte, nahm wohl das ganze Schweizer Volk freudig Anteil an diesem Festtag. Um so mehr, als Zahn heute noch in alter Lebhafteit und geistiger Frische immer wieder seiner Lesergemeinde Wesentliches zu sagen hat. 50 Erzählungen und Romanbände gab er heraus, und fast sein gesamtes literarisches Schaffen hat er in den Dienst unserer heimatlichen Bergbevölkerung gestellt, stets bestrebt diese zähnen, harten Menschen in ihrem Kampf mit oft schweren Lebensumständen wahrheitsgetreu zu schildern. Dies ist ihm wohl am besten in «Lukas Hochstrassers Haus», «Die Frauen von Tanno», «Albin Indergand» und einigen anderen gelungen. In anderen Romanen fällt er leicht in die etwas sentimentale Tonart reiner Unterhaltungsliteratur. Aber stets ist er bestrebt, saubere und tapferen Menschen den Weg zum letztendlichen Glück, oder dann aber in eine schöne Fügung unter das Schicksal zu weisen.

Wir freuen uns, in der nächsten Nummer einige persönliche Erinnerungen der Malerin Dora Hauth an den Dr. h. c. Zahn wiedergeben zu können und möchten heute wohl im Namen vieler Schweizerfrauen dem grossen Dichter danken für die vielen tapferen Frauengestalten, die er uns in seinen Werken geschenkt hat. *El. St.*

Zur Beratung im weiteren Sinne gehört auch unsere Vortragstätigkeit, die gleich von Anfang an einsetzte und sowohl Fräulein Martin als auch mich zeitweise stark beanspruchte. Natürlich ist der Wunsch nach Aufklärung über finanzielle und wirtschaftliche Fragen nicht immer gleich gross. Im grossen ganzen aber sehen wir immer wieder, wie doch viel Interesse für diese Fragen vorhanden ist.

Ich habe Ihnen bis jetzt gezeigt, was in den 20 Jahren mehr oder weniger gleich geblieben ist und Ihnen damit gleichzeitig einen Ueberblick über unsere Organisation und unsere Vorschriften gegeben.

Andererseits hat sich aber auch allerlei geändert, und da ist an erster Stelle zu sagen, dass sich unsere Genossenschaft im Laufe der Jahre doch einen gewissen Namen gemacht hat. Ich erinnere mich, dass man in der ersten Zeit überall auf Unkenntnis und Kopfschütteln stiess. Heute kennt man uns an Amtsstellen, in Lieferantenkreisen, bei Notaren und Anwälten. Das ist eine grosse Erleichterung, und gerade das bedingt wiederum eine genaue Prüfung der Gesuche, denn wir wollen unseren guten Namen nicht aufs Spiel setzen und uns sagen lassen, dass wir Frauen helfen, die es nicht verdienen. — Ich möchte nur wünschen, dass man uns in gewissen Frauenkreisen noch besser kenne und dass es nicht immer wieder vorkäme, dass Frauen mit abgeschlossenen Verträgen oder in verfahrenen Situationen zu uns kommen.

Den Namen Saffa haben wir seinerzeit mit dem Kapital von der Ausstellung übernommen. Er ist uns allen lieb und vertraut geworden und Sie sind sicher erstaunt, zu hören, dass am Anfang gewisse Vorstandsmitglieder aller Erstes Oppositionen dagegen machten, dass die neue Genossenschaft wie die Ausstellung genannt werden sollte.

Im Laufe der 20 Jahre haben wir recht viele Erfahrungen sammeln können. Wenn ich nur daran denke, welche Branchenkenntnisse wir uns nach und nach aneignen konnten.

Diese Vielfalt dieses steten Neuen, bedeute ich allerdings nicht, es macht die Arbeit interessant und erhält lebendig und frisch, denn es gilt, sich immer wieder in neue Arbeitsgebiete der Frauen einzuleben. So hatten wir in letzter Zeit mit einer Bildrestauratorin, mit einer Tierärztin, mit einem

Privatkindergarten zu tun. Auch im Handel und Gewerbe gibt es stets für uns neue Branchen, zum Beispiel Handel mit unedelm Schmuck, Reissverschleusen aus gros, Lederarbeiten.

Nun sind vor allem auch die Buchhaltungsstellen. Wohl war von Anfang an die Erziehung zu einer geordneten Buchhaltung eines unserer Ziele und wir haben deshalb regelmässige Berichtserstattung verlangt. Mit der Zeit kamen wir aber dazu, die Jahresabschlüsse für unsere Frauen zu machen und dann auch in vielen Fällen ihre Buchhaltung überhaupt zu führen. Manche Bürgerschaftsnehmerin bedient sich, wenn sie ihre Schuld fertig bezahlt hat, weiterhin der Dienste unserer Buchhaltungsstelle, und in ähnlicher Weise haben wir schon zahlreiche Frauen und Frauenvereine, denen wir keine Bürgerschaft geleistet haben, ihre Buchhaltungsarbeiten übergeben. Es ist unser Wunsch, diese Stellen noch weiter auszubauen, denn einerseits erleichtert es den Kontakt mit unseren Bürgerschaftsnehmerinnen, andererseits bieten wir dadurch vielen Frauen die Sicherheit, dass ihre Buchhaltungen korrekt und zu einem annehmbaren Preis geführt werden. Wer weiss, was alles unter dem Namen von Buchhaltern arbeitet, welche Preise oft bezahlt werden müssen, versteht unsern Wunsch.

Grosse Aenderungen weisen unsere Finanzen auf. Ich möchte nicht davon reden, dass die Bilanzsumme von 438 600 auf 539 300 Franken gestiegen ist, obwohl wir 150 000 Franken von unserem Stammkapital zurückzahlen, auch nicht davon, dass die Verwaltungskosten von 12 470 auf 86 806 Franken angewachsen sind. Das können Sie, wenn es Sie interessiert, in den Geschäftsberichten nachlesen. Dagegen möchte ich Ihnen kurz über die Subventionen berichten.

Wir haben, und zwar sicher mit einem gewissen Stolz, ohne staatliche Subventionen angefangen und hofften wohl auch, ohne solche weiterhin auszukommen. Die allgemeinen Verhältnisse, speziell die starke Beanspruchung unserer Institution in den Krisenjahre zwangen uns aber doch, um Subventionen nachzusuchen. Von der Eidgenossenschaft erhielten wir seit 1935 eine grössere Subvention, die zuerst pauschal entrichtet, dann auf Grund der Verluste und Verwaltungskosten berechnet wurde. Gesuche an verschiedene Kantone hatten leider keinen Erfolg. Einzig der Kanton Bern gab uns während vier Jahren einen Beitrag, sihierte denselben aber wieder, da kein anderer Kanton seinem Beispiel gefolgt ist.

Mit dem Bundesbeschluss von 1949 über die Förderung der gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften ist die Subventionierung nun gesetzlich verankert und in verschiedener Hinsicht auch anders geregelt worden. Neu ist nach diesen Bestimmungen, dass die Bundessubvention davon abhängig gemacht wird, dass kantonale Subventionen in gleicher Höhe gegeben werden. Unsere Genossenschaft wird sowohl im Bundesbeschluss als auch in den Ausführungsbestimmungen neben den gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften aufgeführt und gleich wie sie behandelt. Während aber die meisten gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften nur mit einer Kantonsregierung zu tun haben, so müssen wir uns mit unseren Gesuchen theoretisch an 25, praktisch an mindestens 16 Kantone wenden. Das bedeutet eine grosse Arbeit und erklärt auch, dass wir im ersten Jahr der neuen Bestimmungen erst von 5 Kantonen Beiträge erhielten. Einige Kantone konnten ihrer Budgetbestimmungen wegen für letztes Jahr noch nichts geben, andere liessen sich nicht so schnell überzeugen, dass wir neben den gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften auch unsere Existenzberechtigung und in gewissem Sinne wieder eine andere Aufgabe haben. Wir hoffen aber, dass wir im laufenden Jahr mit allen Kantonsregierungen, in deren Gebiet wir eine grössere Tätigkeit haben, zu einer guten Regelung kommen. Für Kantone, in denen unsere Tätigkeit sehr gering ist, hat der Bundesbeschluss entgegenkommenderweise Ausnahmen vorgesehen, so dass wir die Bundessubventionen erhalten, auch wenn kein Kantonsbeitrag gegeben wird.

Diese Subventionen sind für uns sehr wichtig, denn sie bedeuten nicht nur eine finanzielle Unterstützung, die wir unbedingt brauchen, sondern auch eine öffentliche Anerkennung unserer Tätigkeit. Wir wissen Bundes- und Kantonsbehörden Dank für ihre Unterstützung.

Die Subventionsgesuche und die damit in Zusammenhang stehenden Fragen haben uns erneut darüber nachdenken lassen, worin eigentlich die Eigenart unserer Genossenschaft besteht

und wodurch sie sich von anderen Institutionen unterscheidet.

Mit den gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften, von denen ich eben sprach, haben wir sehr vieles gemeinsam, was ja gerade in der gleichen Subventionierung zum Ausdruck kommt: Wir verpflichten uns als Bürge, wir gehen hinsichtlich Abklärung der Gesuche, Ueberwachung der Verbürgungen, Buchhaltung usw. sehr ähnlich vor. Der grosse Unterschied liegt aber im Geschäftskreis. Während sich die gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften auf Handwerk und Detailhandel beschränken, umfasst unsere Tätigkeit die sämtlichen Frauenberufe, also auch die freien Berufe, die Kauttionen, die berufliche Weiterbildung. Die Folge dieser Verschiedenheit ist, dass wir nicht Mitglied des Verbandes der gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften geworden sind, weil wir ja doch nur für einen Teil unserer Tätigkeit hätten beitreten können. Das hindert aber nicht, dass wir zu sämtlichen gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften sehr gute Beziehungen haben, dass wir in gewissen Fällen gemeinsame Verbürgungen vornehmen und vor allem auch, dass die gewerblichen Bürgerschaftsgenossenschaften in der Regel Gesuche von Frauen von vornherein uns zuweisen. Das hat sich als praktisch erwiesen, weil wir in den Frauenberufen begreiflicherweise besser Bescheid wissen und ausserdem mit den allgemeinen Problemen in Beruf und Geschäft, wie sie sich für die Frauen oft so ganz anders als für die Männer stellen, mehr vertraut sind.

Grösser ist der Unterschied zwischen unserer Bürgerschaftsgenossenschaft und einem Bank-Institut, wenn man schon manchmal die Bemerkung hört, die Saffa sei nicht besser als eine Bank und verlange auch Sicherheiten. Dass es sich immer nur um Teilsicherheiten handelt, habe ich bereits ausgeführt. Aus der Tatsache, dass die Bank der Geldgeber, wir aber gerade der Bank gegenüber die Sicherheit sind, indem wir Zahlung garantieren für den Fall, dass der Schuldner seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, ergibt sich eine ganz andere Art der Abklärung von Gesuchen. Die Banken prüfen vor allem, sofern es sich nicht um einen Blankokredit handelt, die Sicherheit. Wir als Bürge müssen die Verhältnisse beim Kreditnehmer, das heisst bei unseren Gesuchstellerinnen, genau ansehen, denn im Gegensatz zu den persönlichen Bürgen kommen wir ja in den meisten Fällen mit unseren Frauen anlässlich des Gesuches zum ersten Mal zusammen. — Während die Bank aber, wie gesagt, auf die Sicherheiten sieht, müssen und dürfen wir als Bürge vor allem auf die Person des Schuldners, die ja eigentlich ausschlaggebend ist, abstellen. Das ist ja gerade das Schöne für uns. — Aus den gleichen Gründen ist die Ueberwachung durch uns ebenfalls eine ganz andere als bei der Bank. Dort wird geprüft, ob die Abzahlungen richtig kommen, ob die Sicherheiten ihren Wert behalten, ob der Schuldner kreditwürdig bleibt, während wir als Bürge einen ganz anderen Einblick in die Verhältnisse haben müssen und im Interesse unserer Frauen auch haben wollen.

Sicher sind Sie alle mit mir einig, dass die Saffa eine soziale Aufgabe erfüllt. Das ist aber nicht zu verwechseln mit Fürsorge und Wohlfahrt. Wir bleiben bei allem sozialen Verständnis und Hilfswillen auf dem kaufmännischen Boden stehen, wir verbürgen Darlehen, die verzinst und amortisiert werden müssen. Beiträge à fond perdu können wir nicht geben.

Eine gewisse Ausnahme macht hier unser kleiner Hilfs-Fonds, den wir mit einem Grundkapital von 5000 Franken einer freundlichen Gönnerin verdanken und der immer wieder durch freiwillige Beiträge gespeist wird. Auch hier geben wir keine Beiträge à fond perdu, sondern direkte kleine Darlehen in Fällen, wo uns eine Hilfe nötig und angebracht, ein Bankdarlehen aber nicht tragbar erscheint. Wir können hinsichtlich Zins und Rückzahlung den Frauen in diesen Ausnahmefällen mehr entgegenkommen als bei einem gewöhnlichen, von uns verbürgten Bankdarlehen. Da der Fonds aber zurzeit nur einen Saldo von 5500 Franken aufweist und wir im Maximum auf 600 Franken gehen können, können Sie sich vorstellen, dass es sich eben nur um Ausnahmen und, wie gesagt, nie um Beiträge à fond perdu handeln kann.

Es lag mir daran, auf diesen Punkt speziell hinzuweisen, weil immer wieder Frauen zu uns kommen oder zu uns geschickt werden, im Glauben, wir könnten ihnen einfach eine Unterstützung geben. Schluss folgt.

Politisches und anderes

Rüstungsfinanzierung in der Kommission des Nationalrates

Die in Gstaad tagende nationalrätliche Kommission hat die Vorlage des Bundesrates über die Finanzierung der Rüstungsausgaben mit kleinen Aenderungen angenommen.

Das neue amerikanische Budget

Präsident Truman hat dem Kongress das Budget für das Fiskaljahr 1952/53 unterbreitet. Abgesehen von den Kriegsjahren weist das neue Budget mit Ausgaben von 85,4 Milliarden Dollars und Einnahmen von 71 Milliarden Dollar die höchsten Budgetzahlen in der Geschichte der Vereinigten Staaten auf. 52,4 Milliarden Dollar sind für Militär-Ausgaben vorgesehen.

Die Ablehnung der russischen Vorschläge in der Uno

Die Generalversammlung hat in ihrer Vollziehung die folgenden gegen die Politik der Westmächte gerichteten Vorschläge der Sowjetunion abgelehnt: 1. dass die Mitgliedschaft zu den Vereinigten Nationen mit der Beteiligung am Nordatlantikpakt unvereinbar sei; 2. dass sofortiger Waffenstillstand in Korea zu empfehlen ist; 3. dass alle fremden Truppen aus Korea innerhalb von drei Monaten zurückgezogen werden sollten; 5. dass der Friedenspakt unter dem fünf Grossmächten abgeschlossen werden soll. Dagegen wurden die russischen Vorschläge über Abrüstung und Kontrolle der Atomenergie der vor Kurzem eingesetzten Abrüstungskommission überwiegen.

Die neue französische Regierung

Dem radikalen Edgar Faure ist es gelungen das neue französische Kabinett zu bilden. Robert Schuman und Georges Bidault bekleiden im neuen Kabinett die bisherigen Posten.

Schliessung der britischen Konsulate in Persien

Die persische Regierung hat beschlossen, alle britischen Konsulate in Persien mit sofortiger Wirkung zu schliessen.

Unruhen in Tunis

Infolge der Unruhen der letzten Tage wurden die Nationalistenführer Habib Bourguiba und Mongi Slim verhaftet. Gleichzeitig wurde auch der Sekretär der Kommunistischen Partei Tunesiens, Maurice Mizarid, festgenommen. Der tunesische Gewerkschaftsbund hat den Generalstreik auf unbestimmte Dauer proklamiert.

Gespannte Lage in Aegypten

Bedingt durch erneute Zwischenfälle haben britische Truppen Ismailia besetzt und eine umfangreiche Durchsuchung nach waffentragenden ägyptischen Zivilisten durchgeführt.

Rede Churchill vor dem Kongress der Vereinigten Staaten

Der britische Premierminister Churchill hielt vor dem Kongress der Vereinigten Staaten eine Rede. Nach Darstellung der Anstrengungen Grossbritanniens auf wirtschaftlichem Gebiete, sagte Churchill er sei nach den Vereinigten Staaten gekommen, um Stahl und nicht Gold, Ausrüstung und nicht Entgegenkommen zu verlangen.

Amerikanischer Stahl für England

Wie aus dem Weissen Haus mitgeteilt wurde, haben die Vereinigten Staaten mit Grossbritannien ein Abkommen getroffen, wonach England im Laufe dieses Jahres 1 Million Tonnen amerikanischen Stahls im Austausch gegen britisches Aluminium und Zinn erhalten wird.

Aufrüstung Westdeutschlands

Der Sicherheitsbeauftragte der Bundesregierung, Blank, hat Einzelheiten über den deutschen Wehrbeitrag bekanntgegeben. Die Bundesrepublik wird, nach seinen Ausführungen, 12 Divisionen in der Stärke von 13 000 Mann aufstellen. Die Deutschen werden auch eine eigene Luftwaffe erhalten mit 1500 Jäger- und Schlachtflugzeugen.

Die Rotkreuz-Delegierten in Nordkorea nicht zugelassen

Die kommunistischen Behörden in Nordkorea haben den beiden Vertretern des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, die nach Panmunjom gefahren sind, mitgeteilt, dass ihre Anwesenheit in Nordkorea zur Prüfung der Gefangenenlager als nicht nötig erachtet werde. *cf.*



... sind wirklich köstlich!

Generalvertrieb:

Lüchinger & Cie. AG, Eier-Import.

Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

derben. Bis Feldkirch hält das Tier nicht laut, nicht mal bis Vaduz, rief Kauffmann ziemlich laut und verärgert.

«Sie haben Pech, mein Herr! Alle unsere Pferde sind unterwegs und die Ubriggen von den Lords bestellt, deren Reisewagen ein frisches Vorgespann braucht.»

Der jüngere der beiden Engländer hatte bereits seit einiger Zeit verstohlene Blicke nach dem Neutischen geworfen. Das junge Mädchen schien ihm zu gefallen, auch hatte er aufmerksam die Unterhaltung mit dem Wirt verfolgt. Jetzt stand er auf, verneigte sich vor Angelika und ihren Vater und fragte, ob die Herrschaften nicht mitfahren möchten. Platz im Wagen habe es genug, ihre Reise gehe ebenfalls über die Luziensteig nach Feldkirch, mit Nachtquartier in Vaduz.

Der Maler bedankte sich erfreut über diese Lösung. Er hatte von jeher eine Schwäche für vornehme Reisebekanntschaften gehabt und witterte hinter jedem Titel einen neuen Gönner. Auch in dieser Hinsicht schien ihm diese Begegnung recht gelegen zu kommen.

*

Ein Viergespann an länglich schmalen Wagen, wie es zu Reisen in gebirgiger Gegend üblich war, trottete auf der Landstrasse dahin. Angelika sass Lord Burky, ihr Vater dem Vetter des Lords, Sir John Riner, gegenüber. Lord Burky erinnerte Angelika irgendwie an ein Bildnis Lorenzo des Prächtigen, jenes Mediciers, der die Kunst förderte, über dessen Despotismus die Chronisten jener Zeit viel zu berichten wussten. Mit dem vortretenden Kinn, der starken Unterlippe, dem kühnen Blick der grau-blauen Augen machte der gutgewachsene, mittelgrosse Kavaliere einen faszinierenden Eindruck auf sie.

Sir John Riner war grösser und, wie seine schon ein wenig grauen Schläfen vermuten liessen, erheblich älter als sein Vetter. Die blauen Augen in seinem scharf geschnittenen Gesicht strahlten grosse Güte aus. Das feine Lächeln, das jetzt um seine schmalen Lippen zog, liess ihn noch sympathischer erscheinen.

Während der Fahrt erzählten sich die Reisenden, die der Zufall auf so seltsame Weise zusammengebracht hatte, ihre Reiseerlebnisse. Dabei kamen sie auch auf die Malerei zu sprechen, für welche die beiden Engländer sich besonders interessierten. Sie hatten bei ihren Aufenthalten in Venedig, Florenz, Rom und Mailand eine Anzahl Kunstgegenstände, Gemälde und Plastiken bedeutender Künstler angekauft, die auf direktem Wege als Schiffsfracht nach England geschickt wurden.

Sie befanden sich jetzt über die Schweiz, Deutschland, Holland und Belgien auf der Heimreise.

Gegen die Mittagszeit hielt der Wagen an. Eine kurze Rast wurde zu einem Picknick benützt. Ein ebener Rasenplatz war bald gefunden und das Tafelgeschweide. Inzwischen hatte sich der Himmel bewölkt. Kaum sass die Reisenden wieder im Wagen, so fielen die ersten Tropfen. Aus diesen Tropfen wurden Ströme, die auf das Wagendach niederprasselten und in kleinen Bächen an den Scheiben herunterliefen. Je mehr der Weg durch den Regen aufgewühlt wurde, desto bedenklicher schwankte der Wagen.

Plötzlich ein heftiger Ruck, ein furchtbares Krachen — und die Reisenden stürzten alle auf die eine oder die andere Wasseroberfläche, die sich stark neigte.

«Mir scheint, wir haben noch Glück gehabt», sagte Lord Burky, der sich als erster aus dem Wagen herausgearbeitet hatte.

«Wir sind mit dem Schrecken davongekommen. Abgesehen von einer Beule sind wir heil geblie-

ben», sagte, resigniert auf den Maler blickend, Sir John Riner.

«Zwei harte Schläge, die sich unfreundlich bedrückt sind», bestätigte der Maler, auf seine schmerzende Stirn deutend.

«Ein Rad- und ein Achsenbruch, das genügt für einmal», schimpfte fluchend der Kutscher.

Da standen die eleganten Kavaliere in Seidenstrümpfen und feinen Schnallenschuhen mitten im strömenden Regen. Die Diener brachten warme Wollmäntel. Neugierige aus der Gegend eilten herbei. Der Dorfschmid ritt den Herrschaften, einsteilen nach Vaduz zu reiten, das etwa in einer Westgunde zu erreichen sei. Vor drei Tagen wäre an eine Weiterfahrt nicht zu denken. Den Wagen würde er dann mit seinen eigenen Gäulen hinbringen.

Die Diener packten das Notwendigste an Kleidern und Wäsche in dicke Ledertaschen. Auch das Gepäck Kauffmanns fand auf dem schwerfälligen Karren Platz, zu dessen Weitertransport der Schmied ein Maultier besorgte.

Als die kleine Karawane nach einer Westgunde im weissen Rössli in Vaduz ankam, war an den Reisenden kein Faden mehr trocken. Das schwarze Trauerkleid Angelikas klebte wie ein nasser Lappen an ihrem Körper, der Filzhut tropfte wie eine Dachrinne, und aus den Stiefelsohlen quetschte und spritzte das Wasser auf Schritt und Tritt heraus. Uebermüht hüpfte Angelika von einem Fuss auf den andern, weil ihr das unvermütete Abenteuer eine kindliche Freude bereitete.

Mit verbleibendem Lachen hatten die Engländer die kleine Szene beobachtet. Das junge Mädchen, das ohne ein Wort des Murrens im strömenden Regen auf ungesattetem Pferd hergeritten, zum Schluss aber doch noch zum Scherzen aufgelegt war, verdiente ihrer Meinung nach alle Hochachtung.

Als Angelika gegen Abend trocken angezogen die

Treppe herabkam, führte sie der Wirt in einen kleinen Raum, der offenbar nur auserlesenen Gästen diente. Die gemeinsame Ankunft mit den vornehmen Gästen liess auch Angelika und ihren Vater an dieser Auszeichnung teilnehmen. Es war eine gemüthliche Stube mit einem grossen Tisch und hochhohen, resedagrünen Polsterstühlen. In der Ecke stand ein Spinett. Und da Angelika noch allein war, hob sie den Deckel des Instrumentes und schlug ein paar Tasten an. Es klang nicht schlecht. Kurz entschlossen setzte sie sich hin und spielte die Begleitung zu dem alten Churerlied vom Fähnrichsmann und sang:

Ad ir' una vout' ün bandier,
chi giavia à tscher-char da's marier
Co chi getta uo a Caira
in quella bella citted
El vet la figlia dal barcum,
chi eira sin sieu ot baluc...

«Bezaubern! singen Sie doch bitte weiter, Miss Kauffmann!», sagte Lord Burky, der inzwischen leise eingetreten war.

«Wirklich? Gefällt Ihnen das Lied, Mylord? Haben Sie die Worte verstanden?», fragte Angelika ungeziert.

«Offengestanden kam mir das Lied fremd und ein wenig schwermütig vor, aber Ihre Stimme klingt wundervoll. Angelika, ich muss Ihnen etwas sagen, solange wir noch allein sind: Ich bewundere und liebe Sie vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah.»

«Mylord! Sichtlich verwirrt senkte Angelika den Blick.

«Mein Geständnis mag Ihnen unerwartet kommen. Aber lassen Sie mir die Hoffnung, Sie wiederzusehen. Sie würden in England bestimmt ebenso

Der Geltungstrieb

Brief aus Wien

Für uns Frauen, die heute gezwungen sind ihr Brot selbst zu verdienen, was niemals schwerer war für eine geistig schaffende Frau als gerade heute, gibt es nichts Furchtbarereres als den Geltungstrieb — nämlich den Geltungstrieb der andern. Wir, die wir wissen, denen von der Natur, vom Schicksal oder durch Arbeit und Fleiss eine besondere Stellung im Leben eingeräumt wurde — früher, wir können ein Lied davon singen, was uns heute dieser tückische Bube, der Geltungstrieb, antut, um uns das Leben noch schwerer zu gestalten, als es ohnehin schon ist, für viele kaum mehr zu ertragen.

Ich will gar nicht vom Krieg reden, als die Männer fort waren und viele Frauen einen Wirkungskreis erhielten, der ihnen in normalen Zeiten niemals zugeflossen wäre. Damals war eben «Not am Mann» und die Frau ersetzte ihn — oft ganz ausgezeichnet. Nein, heute, wo wir sozusagen wieder normale Zeiten haben, ist der Geltungstrieb der Frau besonders ausgebildet. Wenn ich irgendwohin komme, wo ich einen Mann in einer untergeordneten Stelle finde, dann habe ich es meist leichter. Er ist sachlich, kennt seine Verantwortung ganz genau und wird mich nie — wie oft Frauen es an seiner Stelle tun — stundenlang warten lassen, oft umsonst, nur um zu beweisen: sie ist wer, sie hat was zu sagen, sie ist die Vertreterin des Chefs, des Direktors, des hohen Beamten.

Wenn diese Mädchen und Frauen wüssten, wie wenig sie uns damit imponieren, wie wir ganz genau wissen, dass sie doch nur eine Stenotypistin oder Sekretärin, eventuell die rechte Hand des Herrn oder gar seine Geliebte ist. Es imponiert uns das alles nicht. Wir müssen oft den Chef sprechen, wir rennen für uns oder für andere, die wir betreten von einem Amt zum andern und sie machen uns nur durch ihren Geltungstrieb das Leben noch viel schwerer, als es sonst schon ist.

Heute gilt die Kunst nichts, die Begabung nichts — bei uns, wo anders ist es hoffentlich nicht so arg. Heute gilt nur die rohe Kraft, die Protektion die reine manuelle Arbeit etwas. Wenn unsere Männer die Aerzte oder Wissenschaftler sind, es einmal die sehr rohen Kraft fühlen lassen würden, dass der Arbeiter ohne Arzt nicht gesund werden kann, wenn ihm was fehlt, ohne Wissenschaft sein erkranktes Kind nicht gesund werden könnte, wenn nicht der Mann, der studiert hat, helfen würde und für einen Hungerlohn helfen müsste, dann würde das wohl mehr nützen als alle Forderungen der Gewerkschaft.

ten, die immer nur mehr und mehr für ihre Mitglieder fordern. Diese Kreise müssten sich endlich einmal sagen: Wir haben alle den Krieg verloren und wir alle müssen dafür zahlen, nicht nur die Intelligenz.

Wie viele Vormittage habe ich Stunden und Stunden umsonst in irgend einem Amt, ganz umsonst gegessen, um dann endlich von der Sekretärin zu hören: Der Chef empfängt heute nicht mehr. Die Güte ist reichlich ausgestorben und der Geltungstrieb hat sie umgebracht. Im Krieg fand man sie noch ab und zu, heute gibt es Güte nur in ganz seltenen Fällen unter unseren Frauen.

Der Zweck dieser Ausführungen ist, dass diese Frauen, die wir heute so notwendig brauchen, weil wir überallhin rennen müssen, für unsere armen Schwestern, die alles verloren haben, die kein Heim, kein Geld und kein bishen Lebensfreude mehr haben und vor allem für die Alleingeblienen, die auch noch ihre Familie verloren haben, so viel jede von uns kann, uns helfen müssen, dass man diese nicht noch durch diesen schrecklichen Geltungstrieb oft ganz zur Verzweiflung treibt. Meist haben es diese Frauen die helfen und die noch ein wenig Güte besitzen, selbst so schwer, weil diese Beamtinnen nicht wollen. Ich kenne in Wien einige, meist sind diese selbst durch diese aufreibende Tätigkeit am Ende ihrer Kräfte oder am Rande der Verzweiflung angelangt. Ich kenne drei, es ist wenig, aber doch etwas Hoffnung. Eine davon ist eine ausgezeichnete Schriftstellerin gewesen und hat jahrelang bei der Caritas, freiwillig Kleider an Arme verteilt; in einem ungeheizten Lokal die alten Dinge hergerichtet und verteilt — sie ist seit kurzem an TBC erkrankt und wird hoffentlich hergestellt werden. Eine zweite ist im Rathaus und jeder wird angehört, niemand vertritt und das Fräulein M. rennt von einem Chef zum andern und hilft. Sie ist unbestechlich und nimmt nicht einmal eine Cigarette, was das heisst, weiss nur ein Wiener, und die dritte ist eine katholische Schwester, die mir sagte, sie hörte die Bittstellerinnen gar nicht mehr an, sonst müsste sie ihr Amt niederlegen, aber — sie hilft wo sie kann.

Allen jenen Frauen mit Geltungstrieb gilt dieser Artikel, die sich so ungemäss wichtig vornehmen und die sich viel höher stellen würden, wenn sie es nicht in dieser Weise täten aber ein wenig Güte und guten Willen zeigen würden.

Della Zampaich

Staatsbürgerliche Ecke

«Direkte» Demokratie — für die Männer

Bei vielen Diskussionen, die sich um die Politik und die Staatsgeschäfte drehen, kommen Ausdrücke vor, über deren exakte Bedeutung meist keiner der Mitredenden ganz im klaren ist. Man braucht den Begriff und weiss doch nicht recht, was damit gemeint ist. Solch ein Wort ist die «direkte Demokratie». (Man erinnere sich: im Herbst 1949 wurde die Initiative auf Rückkehr zur direkten Demokratie von den Stimmberechtigten angenommen!)

Als erstes muss einmal festgehalten werden, dass der Ausdruck an sich falsch ist. Es heisst nämlich «reine Demokratie». Die reine Demokratie steht im Gegensatz zur repräsentativen Demokratie, und wir finden sie nur noch bei den Landsgemeinden in Appenzel, Unterwalden und Glarus. Das Volk der stimmberechtigten Bürger versammelt sich auf dem Landsgemeindeplatz und fasst unmittelbar seine Beschlüsse. Alle Entscheidungen über Gesetze und Verfassungsänderungen werden sofort getroffen. Ausserdem werden die höheren Ämter stellen besetzt, und es wird über gewisse Akte der Regierung entschieden. Das Volk ist also der unmittelbare Träger der Staatsgewalt, weshalb diese Idealform manchmal auch «unmittelbare Demokratie» genannt wird. Dass sie nur in einem kleinen Gemeinwesen durchführbar ist, sollte ziemlich klar sein. Denn — könnte man sich zum Beispiel vorstellen, dass sich die ganze Stadt Zürich, wenigstens die stimmberechtigten Zürcher Männer — auf dem Bellevueplatz versammeln?

Aus diesen und anderen Gründen ist man auch fast überall zur repräsentativen Demokratie übergegangen. Das Volk ist dann nur noch mittelbar der Träger der Staatsgewalt. Es besteht eine Volksvertretung, das Parlament, dem alle Befugnisse, die in der «reinen Demokratie» vom Volk selber ausgeübt werden, übertragen werden. Das Volk verzichtet auf seine Rechte. Diese Form der repräsentativen Demokratie finden wir zum Beispiel in Frankreich und in den USA.

Bei uns in der Schweiz haben wir eine Zwischenlösung gefunden. Wir sind eine «bedingte repräsentative Demokratie». So werden alle Änderungen der Bundesverfassung dem Volk unterbreitet. Auch das Referendum gehört zu diesen Volksrechten. Unter bestimmten Umständen müssen zudem die Bundesgesetzte dem stimmberechtigten Bürgern vorgelegt werden; über die Einzelheiten dieser Regelung ist früher einmal im Rahmen der staatsbürgerlichen Ecke berichtet worden. Die Initiative von 1949 — auch dort hätte es «reine Demokratie» heissen sollen — bezweckte überdies, dass das Volk noch vermehrt über wichtige Fragen selber entscheiden kann, und dass gewisse Ausnahmen, wo es nichts zu sagen hat, auf möglichst wenige Fälle beschränkt werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bei uns in der Schweiz in den wichtigen Fragen die Entscheidung wirklich beim Volk selber und nicht beim Parlament oder bei der Regierung liegt — und dass wir auch in diesem Punkt auf unserer Demokratie stolz sein dürfen. D. V.

dies erklärt, dass ihr Bericht ein solch falsches Bild der tatsächlichen Zustände vermittelt. Ich kenne eine grosse Zahl schwedischer Spitäler, ich kenne auch viele schwedische Schwestern und habe diese achten und schätzen gelernt. «Sorgenkinder» besitzt wohl jede Berufsgruppe. Es ist dies schon rein menschlich bedingt. Aber von einzelnen solcher Elemente auf die Gesamtheit der schwedischen Schwesternschaft schliessen zu wollen ist unstatthaft, ist absurd. Bei aller äusseren persönlichen Freiheit, welche die schwedische Schwester besitzt und sicherlich nie mehr preisgeben möchte, weiss sie, was sie ihrem Berufe und sich selber schuldig ist.

Der Schwesternmangel in Schweden übersteigt denjenigen in unserm Lande um ein Mehrfaches. Die gleichen Ursachen wie bei uns bedingen ihn: der Ausbau des Pflegewesens im ganzen Lande und derjenige des Gesundheitsdienstes allgemein, die Aufspaltung der medizinischen Dienste in Spezialgebiete und so weiter. Der Schwesternmangel zwingt Schweden zum Einsatz einer grossen Zahl von Hilfskräften, denen ein grosser Teil der eigentlichen Krankenpflege überlassen werden muss. Nicht zureichend ist die Behauptung, dass diese Hilfskräfte «einfache, ungelernete Mädchen sind». Sie erhalten eine spezielle Ausbildung um ihren Dienst tun zu dürfen.

Es stimmt, dass die grossen Pflegezentren, in denen es vielfach sehr schwer hält, eine wirkliche gute Zusammenarbeit und ein geistiges Zentrum zu schaffen, besonders schwer vom Schwesternmangel betroffen sind, trotzdem sie der Schwesternschaft gute soziale und wirtschaftliche Anstellungsbedingungen bieten. Ist es nun wirklich als ein schlechtes Zeichen für die schwedische Schwesternschaft zu werten, wenn so viele ihrer Angehörigen, wenn das schwedische Mädchen, dem man — wie der Jugend des Landes überhaupt — krassen Materialismus vorwirft, den Dienst in einem kleineren Betrieb oder als Sozialschwester vorzieht weil er ihr mehr innere Befriedigung bringt, und weil ihr dies wichtiger ist als allein gute wirtschaftliche Bedingungen? Wir könnten aus dieser Tatsache, die auch auf unsere schweizerischen Schwestern zutrifft, wertvolle Schlüsse ziehen, es uns beim Planen von Krankenhäusern warnen, es baulich und organisatorisch den nordischen Staaten nachzumachen ohne den ganz speziellen Bedürfnissen unseres Landes Rechnung zu tragen.

Völlig falsch und ungerechtfertigt ist die Schilderung der Pastorenfrauen und der völlig leeren Kirchen Schwedens. Ich hätte es der Verfasserin des Artikels gewünscht, dass sie die schwedische Sitte, welche die Krankenschwestern beim Abschluss ihrer Lehrzeit am sogenannten «Candle-Day» in den Gotteshäusern Stockholms vereint,

kennt. Solange als die Schwesternschulen, und mit ihnen ein grosser Teil der Bevölkerung, bewusst an der alten und sinnvollen Tradition festhalten, wonach die «Krankenschwestern von morgen», im Bewusstsein ihrer Verantwortung ihre Kerze, als das Symbol der Nächstenliebe und des Dienens, in Erneuerung ihres Auftrages wieder auf den Altar zurückstellen, vom dem sie diese empfangen, kann man nicht vom Erlischen jeglichen religiösen Sinnes im Volke sprechen. Den Laiengruppen der Westermrose-Bewegung, welche zu Stadt und Land aktives Christentum pflegen, das nichts mit Sektentum zu tun hat, scheint die Schreiberin des Artikels wohl nie begegnet zu sein. Sie hat daher auch nicht erfahren, dass viele Pastoren — junge und alte — welche sich dort einsetzen, ihren Dienst sicher nicht tun könnten und auch nicht tun würden, wenn sie sich einer Versorgungspolitik verschrieben hätten. Dürften nicht unsere schweizerischen Gotteshäuser zuweilen bei fremden Besuchern den gleichen Eindruck erwecken, den «r» in Schweden empfangt? Wir würden uns energisch dagegen verfahren, wenn man davon ableiten würde, das gesamte Schweizer Volk sei irreligiös.

Die gleichen Gefahren, welche Schweden ein Land, das wie die Schweiz vom Kriegsgeschehen relativ unberührt blieb, bedrohen, müssen wir, wenn wir ehrlich sind, auch bei uns feststellen. Halten wir uns selbst den Spiegel vor, dann erkennen wir sehr schnell, wieviel uns selbst zu tun bleibt! Ehe wir nicht in der eigenen Heimat so manchem Uebel zu Leibe gegangen sind, steht es uns nicht zu, über jemanden ein Urteil zu fällen und Kritik zu üben, die sich auf Zufälligkeiten und — wie mir scheint — auf unrichtige Informationen stützt. S. M. W.

Die Baslerinnen dürfen zur Urne

Am 27. Januar soll das protestantische Kirchenvolk Basels, mit Einschluss seiner weiblichen und ausländischen Glieder darüber abstimmen, ob der Entwurf des Basler Malers und Glasmalers Charles Hindenlang für neue Chorfenster im alterwürdigen Basler Münster ausgeführt werden solle oder nicht.

Der Entwurf, der ganze Fragenkomplex und nicht zuletzt die Tatsache, dass nun das «Volk» in rein künstlerischen Belangen das letzte Wort haben soll, hat viel zu reden gegeben und wirft heute noch in Basel zum Teil hohe Wogen. Dazu Stellung zu nehmen, liegt nicht im Aufgabenkreis des Frauenblattes.

Dagegen liegt es ihm am Herzen, in der konsequenten Linie seines Kampfes für die Gleichberech-

Schweden von einer Schwester weiter verteidigt

Mit Befremden habe ich in Nummer 2 (34. Jahrgang) des Schweizerischen Frauenblattes den Artikel gelesen, in welchem eine Schweizerin ihre Reiseindrücke über Schweden schildert. Gewiss besitzt das nordische Land, von welchem die Verfasserin erzählt, Licht und Schattenseiten. Es ist dies genau wie bei uns und anderswo! Wir Schweizer entdecken an uns selbst und bei unsern Landsleuten unter dem Einfluss des stark anwachsenden Materialismus und der Verweichlichung auch vielfach eine Entwicklung, die leider nur allzooft zu den Traditionen, welche unserer Heimat zu eigen sein sollten, in Widerspruch stehen.

Als Besucher eines fremden Landes soll und darf man mit offenen Augen und Sinnen Vorzüge und Nachteile desselben hinsichtlich seinem inneren Aufbau, seiner sozialen Struktur, seinem Volkscharakter und so weiter kennen und abwägen lernen. Es widerspricht aber ausgesprochen dem empfänglichen Gastrecht, wenn man dies ohne strenge Objektivität, oder gar in taktloser Weise tut.

Der Artikel «Schweden, einmal anders gesehene» schildert einzelne Zustände und Verhältnisse des Landes so krass, dass er nicht nur ein falsches Bild

vermittelt, sondern an Unwahrheit grenzt und vielfach auch völlig unzutreffend ist. Wohl muten uns in Schweden die einen oder andern Sitten und Gebräuche zuweilen als etwas frei oder ungewohnt an. Die weitgehende Sozialisierung der Institutionen, speziell derjenigen auf dem Gebiete der Medizin, der Volkswohlfahrt, der Fürsorge und andrer mehr empfinden wir oft als zu weitgehend und nicht auf unsere Verhältnisse anwendbar. Wir möchten dem einzelnen Bürger in der Schweiz mehr Selbstverantwortung erhalten, ihn weniger von der Fürsorge des Staates abhängig werden lassen, als dies in Schweden der Fall ist. Wenn indessen das schwedische System in mancher Hinsicht nicht unserer Überzeugung entspricht, so will dies nicht lange nicht heissen, dass es — von Schweden aus gesehen — nicht auf schwedischen Boden passt.

Wir können und sollen von den Erfahrungen, welche das Ausland mit seinen Einrichtungen auf den verschiedensten Gebieten macht, lernen. Niemand kann uns je zwingen fremde Methoden, die unsern einheimischen Bedürfnissen nicht entsprechen, anzunehmen, wenn wir dies nicht selber tun. Eine Gefahr laufen wir nur dann, wenn wir solche Methoden unbesonnen aus einem ungesunden Nachahmungstrieb heraus, etwa als das Resultat einer Auslandsreise, bei uns einführen wollten. Wenn wir dies tun — leider geschieht es nicht selten — dann tragen wir selber die Verantwortung oder die Schuld.

Bewegt hat mich die Schilderung der Zustände in den schwedischen Krankenhäusern. Sie stammt von einer ausländischen Schwester, und aus zweiter Hand! Die Verfasserin des Artikels hat die Aussagen wohl leider gar nicht überprüft. Nur



grosse Erfolge haben wie in Mailand. Wenn Sie sich zu einer Reise entschliessen könnten — ich würde Ihnen helfen.

«An eine solche Möglichkeit habe ich noch gar nie gedacht», antwortete Angelika unsicher.

«Weshalb denn nicht? Dem Künstler steht die ganze Welt offen», sagte Lord Burky beharrlich. Noch bevor Angelika zu einer Antwort Zeit fand, betrat Sir John Riner und Vater Kaufmann das Zimmer. Die Diener begannen, das Mahl aufzutragen.

«Welches ist eigentlich Ihr Reiseziel?», fragte Sir John Riner während der gemeinsamen Tafel.

«Schwarzenberg. Es ist mein Heimatort, eine kleine Ortschaft im Brezgenzerwald. Wir werden dort die Pfarrkirche ausmalen», antwortete der Maler.

«Schade. Sie sollten eigentlich nach England kommen. Es würde sich gewiss lohnen. Wir haben keinen Überflüssig an begabten Porträtmalern; da sind Gainsborough, Hogarth, denen jetzt Reynolds den Ruhm streitig macht. Ich glaube, dass Sie in England genug zu tun bekommen und auch gut bezahlte Arbeit finden würden», sagte Lord Burky, indem er aufmerksam den Maler beobachtete, um die Wirkung seiner Worte festzustellen.

«England? Gar keine schlechte Idee! Vorläufig will aber meine Tochter noch einige Zeit nach Rom. Von diesem Ziel wird sie nicht abweichen», antwortete Vater Kaufmann.

«Das stimmt. Ich weiss, dass ich noch viel zu lernen habe», sagte Angelika.

«Ja, ja, Rom — Ziel und Traum aller Künstler! Ich wünsche Ihnen auf jeden Fall Glück, Miss Kaufmann!», sagte Sir John Riner, als sie sich verabschiedeten.

«Schade, dass wir nicht wenigstens bis Feldkirch gemeinsam reisen können. Ich begreife aber, dass Sie nicht zuwarten wollen, bis unser Wagen in Ord-

nung ist. Auf Wiedersehen in England!», sagte Lord Burky.

Angelika dachte, bevor sie einschlief, noch lange über die Unterhaltung mit Lord Burky nach. Sie stellte sich die Frage, ob sie diesen Mann je lieben könnte, und ob er es ehrlich meinte. Benehmen sie sich nicht überall gleich, diese noblen Herren, ob man ihnen nun in Mailand, Chur oder irgendwo anders begegnet? Und doch, es müsste wohl einmal einer kommen, der sie wirklich und wahrhaftig liebte, dem ihr Herz voll und ganz angehören durfte. Gewiss, dieser Lord war ein vornehmer Herr, wer konnte es wissen, was solche Herren für Schlösser dahinter hatten. Das würde doch nie zu ihr, der armen Malerin, passen. Aber nach Rom, ja, das wollte sie, vor allem nach Rom! Schon verloren sich die Gedanken ihres kindlichen Gemütes im Traumland. In Feldkirch, dem anmutigen kleinen Städtchen mit den malerischen Laubengässen, stiegen die Reisenden in der einfachen Herberge ab, in der Johann Kaufmann bei seiner ersten Durchreise genächtigt hatte. Ihr Tischnachbar bei der Abendmahlzeit war ein junger deutscher Maler, der sich auf dem Weg nach Mailand befand. Zu Fuss war er den ganzen Weg von Augsburg her gekommen. Von Mailand wollte er die Reise bis nach Rom fortsetzen. Begeistert erzählte der Künstler, wie schwer er sich die Ersparnisse für seine Reise erkämpft habe.

Gerade auf diese Art war auch Johann Joseph Kaufmann einst gereist. Staffeln, Malkasten und Reiseisack über dem Rücken. Ach, die paar Jahre hatten nun einen sozusagen vornehmen Mann aus ihm gemacht! Kaufmann musste bei diesem Gedanken unwillkürlich lächeln.

Von Feldkirch ging die Reise weiter bis nach Dornbirn. Dort verbrachten sie die Nacht und bestiegen am nächsten Vormittag wieder die Maultiere. Zwischen grünen Wiesen und blühenden Obst-

gärten führte der Weg über das Bödele bis nach Schwarzenberg.

Bei einem Bauernhaus mit freundlichen, grünen Fensterläden stiegen sie in den Maultieren, während der Treiber das mitgebrachte Gepäck vor die Haustüre stellte. Johann Kaufmann hämmerte mit dem eisernen Türklopfer an die Haustüre. Nichts regte sich. Sie setzten sich auf die Hausbank, wo sie das weitaufliegende Dach vor dem Regen schützten. Im Obstgarten gackerten die Hühner, denen der Wind in die Federn fuhr. Der Haushund rannte belaudend an seiner Hütte und riss an der Kette.

Von der Kirche schlug es sechs Uhr. Der Wind trug die Töne wie im Echo herüber; dann war es wieder still.

Nach einiger Zeit hörte man Schritte den Weg herankommen. Zuerst war nur ein mächtiger, roter Regenschirm sichtbar. Dann winkte und rief ein Mann:

«Seid's willkommen, Hannes! Hoffentlich habt ihr nicht allzulange gewartet? denn 's ist heute ein gar schändliches Wetter! Wir waren auf dem Garmarkt», erzählte Michel Kaufmann fröhlich drauflos, die beiden Angekommenen kräftig umarmend.

«Grüss Gott, Michel! Und da ist ja das Rösle! Die ist aber gewachsen. Wie alt warst denn damals, als ich von hier auszog?», grüßte Johann Kaufmann seine Nichte, unwillkürlich in den Tonfall der Wälder einstimmend.

«Na, etwa vier Jahre oder so was — wird die Rösle gewesen sein», beantwortete Michel die Frage seines Bruders. Dann nahm er die schwarze Zipfelmütze vom Kopf und klopfte sich den Regen von den kurzen Lederhosen.

«Ich hab' mich unbindig auf Euren Besuch gereut. Hoffentlich gefällt's Euch recht lang bei uns, sagte Rösle zur Begrüssung.

«Es ist schön bei Euch», bemerkte jetzt Angelika. Es fiel ihr nicht so leicht, wie sie erwartet hatte, sich an die bäuerliche Umgebung zu gewöhnen. Sie schämte sich beinahe der Befremdung, die sie bei der stürmischen Umarmung ihrer Verwandten befallen hatte.

In der vor Sauberkeit blitzenden Bauernstube sah es recht behaglich aus. Auf Kretenz und Wandgesims standen blankgeputzte Zinngeräte. Ein mächtiger, hellblauer Kachelofen trug zur Gemütlichkeit bei. Auf der Fensterbank, die von zwei Seiten den buhnen Estschig umgab, nahmen sie zum Abendessen Platz. Das von Rösle aufgetragene Mahl bestand aus einer Schüssel Sauermilch mit Brotkrumen. Angelika liess sich das eigen gebackene, kräftige Brot gut schmecken. An den Ziegenkäse würde sie sich mit der Zeit schon gewöhnen, dachte sie.

Von der überaus freundlichen Fröhlichkeit löste sich Angelika, plauderten die beiden jungen Mädchen bald lebhaft in der Küche. Angelika stand mit umgebundener Schürze und half beim Geschirrwaschen. Mit wachsendem Wohlgefühl rührte ihr Blick auf der kräftigen Erscheinung ihrer Kusine in Waldler Tracht. Den schwarzen Rock trug Rösle bei der Hausarbeit hoch geschürzt. Ein grüner Unterrock mit roten Spitzen schaute darunter hervor. Den wohlgeformten Oberkörper umschloss ein gesticktes Mieder mit blauem Ärmeln. Weisse Strümpfe und derbe, schwarze Schallenschuhe ergänzten das malerische Gewand. Angelika gefiel das frische, rotwangige Gesicht mit den blauen Augen und dem lachenden Mund. (Fortsetzung folgt)

Der hier verkürzt erscheinende Roman von H. Passow-Kernen ist im Verlag Druck und Verlagshaus Zürich erschienen und im Buchhandel erhältlich.

